

6. Die synästhetische Gruppe

Der Name Guattari ist in den Geistes- und Sozialwissenschaften eng mit dem Begriff »Transversalität« verbunden. 1964 durch einen entsprechend überschriebenen Aufsatz eingeführt und 1972 durch den Titel seines ersten Buches weiter profiliert,¹ wurde dieses Konzept zunächst durch Deleuze aufgegriffen, und zwar noch bevor sein erstes gemeinsames Buch mit Guattari erschien. Bereits 1970, also zwei Jahre früher als die Publikation von *Anti-Ödipus*, wies der Philosoph in der zweiten, stark erweiterten Auflage von *Proust und die Zeichen* darauf hin, dass Guattari den »fruchtbaren Begriff« der Transversalität entwickelt habe, »um Kommunikationen und Zusammenhängen des Unbewussten gerecht zu werden«.²

Wenig später, 1972, ergänzt Deleuze in seinem Vorwort zu Guattaris Erstling, *Psychoanalyse et transversalité*, dass der Begriff der Transversalität dessen »besonderer Beitrag zu Institutionellen Psychotherapie« sei – ein Begriff, der auf das Phänomen heterogen zusammengesetzter Gruppen (Patientinnen und Patienten, Pflegerinnen und Pfleger, Ärztinnen und Ärzte...) ausgerichtet sei. An solche Gruppen stelle er die Frage: Wie kann man »durch die Vielfalt hindurch« vorgehen, um zu einer neuen Form der Einheit zu kommen, also »nicht vertikal und ohne die dem Wunsch eigene Vielfalt zu zermalmen«?³

In den folgenden Jahren und Jahrzehnten werden die Ausdrücke »Transversalität« und »transversal« zu festen Bestandteilen der Schriften von Guat-

1 Félix Guattari, *Psychoanalyse et transversalité*, Paris: Maspéro, 1972, auszugsweise übersetzt als *Psychotherapie, Politik und die Aufgaben der institutionellen Analyse*, übers. von Grete Osterwald, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1976.

2 Gilles Deleuze, *Proust und die Zeichen*, übers. von Henriette Beese, 1978, S. 170, Anm. 8. Die französische Erstausgabe erschien 1964.

3 Gilles Deleuze, »Drei Gruppenprobleme« [1972], in ders., *Die einsame Insel. Texte und Gespräche von 1953 bis 1974*, hg. von Daniel Lapoujade, übers. von Eva Moldenhauer, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003, S. 282–297, hier S. 292–293.

tari und Deleuze. Sie tauchen sowohl in den gemeinsam verfassten Werken auf (u. a. in *Anti-Ödipus*, *Tausend Plateaus*, *Was ist Philosophie?* ...), wie auch in den allein geschriebenen Arbeiten, bei Deleuze etwa in den Kinobüchern, in *Kritik und Klinik* sowie in *Foucault*, bei Guattari in *Das maschinische Unbewusste* und *Chaosmose*, in *Schizoanalytische Kartographien* und *Die drei Ökologien*.

Die genauere Bedeutung und der präzise Status des Begriffs bleiben dabei merkwürdig unterbestimmt. Tatsächlich wird »Transversalität« *nicht* in das Glossar übernommen, in dem Guattari Mitte der 1980er Jahre die grundlegenden Konzepte seiner Theoriebildung erläutert.⁴ Später räumt er sogar ein, dass sich der Sinn dieses Begriffs im Laufe der Zeit erheblich gewandelt habe, insbesondere seitdem er den Phänomenen der Deterritorialisierung zunehmende Beachtung geschenkt habe.⁵ Eine genauere Bestimmung des Begriffs fehlt aber auch in diesem Zusammenhang.

Das hat die Guattari-Rezeption nicht daran gehindert, auf der zentralen Rolle des Konzepts zu bestehen. In der Tat versäumt kaum eine Einführung in das Werk von Guattari, »Transversalität« als eine entscheidende Errungenschaft herauszustellen, um diese dann mehr oder weniger freischwebend zu erörtern und zu erläutern. Die einfache Grundbedeutung des Konzepts kommt dem entgegen. Wörtlich genommen heißt »transversal« laut *Duden* zunächst einmal nichts anderes als »schräg« oder »quer verlaufend« – in der Physik, wo der Begriff vor allem verwendet wird, etwa im Sinne von »sich senkrecht zur Ausbreitungsrichtung einer Welle bewegend« oder in der Medizin als »horizontal zur Körperlängsachse liegend«.

In der Guattari-Rezeption ist es zumeist dieses (Vor-)Verständnis, das aufgenommen wird, um dann die von Deleuze vorgeschlagene Lesweise zu bestätigen, derzufolge Transversalität auf »Kommunikationen und Zusammenhänge des Unbewussten« verweist – so etwa um zu erklären, dass mit diesem Begriff der psychoanalytische Begriff der Übertragung »schizophrenisiert« werde, um daraus ein »Vehikel« für die Betrachtung von Gruppen zu machen;⁶ so etwa mit Blick auf die Frage der Interdisziplinarität, um das

4 Félix Guattari, »Glossaire«, in ders., *Les années d'hiver, 1980–1985*, Paris: Barrault, 1986, S. 287–195.

5 Félix Guattari, »Vertige de l'immanence. Refonder la production de l'inconscient« [1992], in ders., *Qu'est-ce que l'écosophie*, hg. von Stéphane Nadaud, Paris: Lignes, 2013, S. 303–327, hier S. 305–306.

6 Gary Genosko, »Introduction«, in ders. (Hg.), *The Guattari Reader*, Oxford: Blackwell, 1996, S. 1–34, hier S. 14–15.

Verhältnis von Kunst und Wissenschaft als eines der »Kommunikation und Konnektivität« aufzufassen;⁷ so etwa um, in einem stärker mathematischen Sinn, auf die Möglichkeit der Beschreibung von komplexen Situationen im topologischen Register abzuheben.⁸

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit, aber durchaus mit der Ambition, seine Kernbedeutung genauer zu fassen, wird im Folgenden die Entwicklung dieses Begriffs nachgezeichnet. Der vielleicht erwartbare, vielleicht aber auch überraschende Befund lautet dabei, dass der Begriff der »Transversalität« in gewisser Weise selbst als transversal zu begreifen ist: Er bezieht sich auf Gruppen und Individuen.

Im Grunde wird das schon an der anfänglichen Rezeption bei Deleuze deutlich: Während Transversalität in den 1960er Jahren zunächst mit Blick auf das Problem der Gruppentherapie eingeführt wurde, insbesondere in Bezug auf die Verwendung psychoanalytischer Konzepte und Techniken im psychiatrischen Kontext, richtet sich der Begriff seit den 1970er Jahren vermehrt auf Fragen der Wahrnehmung und der Ästhetik. Tatsächlich ist »Transversalität« in Guattaris Aufsatzveröffentlichung von 1964 noch auf das therapeutische Kollektiv ausgerichtet, das sich in der Klinik von La Borde konstituiert. Dagegen dient der Begriff 1979, in seinem Buch über das maschinische Unbewusste dazu, die synästhetischen Wahrnehmungen von Individuen zu beschreiben.

In beiden Fällen verschwimmen die Grenzen zwischen dem Einzelnen und dem Vielen; in beiden Fällen geht es um Verbindungen oder Synthesen, die gängige Trennungen unterwandern oder überschreiten; und in beiden Fällen wird die scheinbar klare Ordnung des Raumes zugunsten von neuartigen, nur untergründig wahrnehmbaren Mustern verabschiedet. Das Problem, auf das Guattaris Konzept der Transversalität antwortet, ist demnach – so die hier verfolgte These – das der *synästhetischen Wahrnehmung der Gruppe*. Wie das gemeint ist und was es konkret bedeutet, verdient eine genauere Erörterung.

Die Institution als Organ der Vermittlung

Die Entstehung und Entwicklung des Transversalitätsbegriffs erfolgt in den 1950er Jahren zunächst im Kontext der Institutionellen Psychotherapie. Vor

7 Paul Elliott, *Guattari reframed*, London: Tauris, 2012, S. 24.

8 Hanjo Berressem, *Félix Guattari's Schizoanalytic Ecology*, Edinburgh: Edinburgh University Press, 2021, S. 59.

dem Hintergrund des Widerstands gegen die Besetzung Frankreichs durch die Nationalsozialisten und der leidvollen Erfahrung von politischer Unterdrückung – bis hin zu Deportation, Lagerhaft, Zwangsarbeit, Ermordung, Vernichtung – bestand die Grundabsicht dieser Reformbewegung darin, die Institutionen der Psychiatrie so zu verändern, dass sie zu effektiven Werkzeugen der Therapie werden. Statt auf das Problem der Einsperrung und des Wahnsinns dadurch zu antworten, dass die psychiatrischen Einrichtungen – Asyle, Anstalten, Kliniken – einfach abgeschafft werden (wie es später die Anti-Psychiatrie in Italien versuchen sollte), zielte die Bewegung der institutionellen Psychotherapie darauf, diese Institution für eine neue, selbstbestimmte Form von Psychotherapie zu nutzen.⁹

Ein wichtiger Baustein für diese psychiatrische Herangehensweise war die Öffnung gegenüber Diskursen und Praktiken, die psychische Erkrankungen nicht einseitig auf organische Prozesse (Konstitutionen, vererbte Krankheiten oder Hirnschädigungen) zurückführen, sondern ebenso psychologische und soziologische Aspekte berücksichtigen. Tatsächlich interessierten sich die Gründerväter der Bewegung – neben François Tosquelles und Jean Oury zählen dazu Psychiater wie Lucien Bonnafé, Roger Gentis und Robert Milon – intensiv für die Psychoanalyse, die Gestaltpsychologie, die Daseins- und Schicksalsanalyse sowie die Existenzielle Psychotherapie. Eingebettet war dieses Interesse in eine weiter gefasste Ambition, die Psychiatrie insgesamt in den Zusammenhang von sozialen Reformbewegungen zu stellen und sie nicht nur als Ausdruck und Hilfsmittel, sondern geradezu als Motor gesellschaftlicher Veränderung zu sehen.

In den 1940er und 1950er Jahren war die institutionelle Psychotherapie eine Praxis, die zunächst in der von Tosquelles geleiteten Klinik in Saint-Alban und danach besonders von Oury in La Borde ausgeübt und weiter entwickelt wurde. Seit Ende der 1950er Jahre gab es zunehmend Bestrebungen, diese Praxis auch theoretisch zu durchdringen und weiter zu entwickeln, beispielsweise durch ein Verständnis dessen, was eine Institution überhaupt ist, also wie sie soziologisch, psychologisch, aber auch philosophisch begriffen werden kann. Das hauptsächliche Forum dieser theoretischen Arbeit war die »Arbeitsgruppe

9 Zur Geschichte der institutionellen Psychotherapie siehe die Literatur, die in der Einleitung zu diesem Buch genannt ist. Zur Frage der Institution in diesem Kontext siehe Valentin Schaepeynck, *Une critique en actes des institutions. Emergence et résidus de l'analyse institutionnelle dans les années 60*, Thèse de doctorat, Paris: Université Paris 8, 2013.

für institutionelle Sozio- und Psychotherapie« (*Groupe de travail de psychothérapie et de sociothérapie institutionnelle*, GTPSI), ein Zusammenschluss von gleichgesinnten Psychiaterinnen und Psychiatern, die sich in den Jahren von 1960 bis 1966 regelmäßig zu Kongressen und Tagungen trafen und ab 1964 auch eine Zeitschrift herausgaben, die *Revue de psychothérapie institutionnelle*.¹⁰

Unabhängig davon befasste sich auch Deleuze als junger Philosoph mit dem Problem der Institution. Angeregt wurde er dazu durch Georges Canguilhem, der Bonnafé seit den 1930er Jahren kannte und sich 1944 mit Hilfe von Bonnafé und Tosquelles in Saint-Alban vor den Nazis versteckt hatte (siehe dazu ausführlich den Anhang zu diesem Buch). 1955 gab Deleuze in einer von Canguilhem betreuten Buchreihe einen Sammelband über *Instincts et institutions* heraus.¹¹

Die Antwort, die dabei auf die Frage nach der Institution gegeben wurde, lautete dahingehend, dass Institutionen *Medien* sind – einerseits »Milieus« oder Umwelten, die von Menschen geschaffen werden, um auf bestimmte gesellschaftliche oder kulturelle Anforderungen zu reagieren, und andererseits »Mittel« oder Werkzeuge, die von ihnen gemeinsam benutzt werden, um diese Reaktionen konkret ausarbeiten zu können. Genau in diesem Sinn heißt es bei Deleuze etwa, Institutionen seien »künstliche Mittel der Befriedigung, die den Organismus dadurch, dass sie ihn etwas anderem unterwerfen, von der Natur befreien, und dadurch, dass sie den Trieb in ein neues Milieu einführen, diesen auch verändern«. ¹²

Diese Definition versteht sich vor dem Hintergrund einer intensiven Auseinandersetzung mit der Philosophie von David Hume. Deleuze zufolge ging schon Hume davon aus, dass die Befriedigung von Trieben innerhalb einer Gesellschaft von der erfinderischen Einrichtung von »Kunstgebilden, Industrien und Kulturen« abhängt. Institutionen stellen demzufolge nicht einfach soziale Einschränkungen und Grenzziehungen dar, sie sind zunächst einmal positive Manifestationen und Artikulationen, sozusagen Organe der Gesellschaft. So erscheinen hier – ähnlich wie in der Philosophie von Canguilhem – Natur und Geschichte als innig miteinander verbunden.¹³

10 Olivier Appril, *Une avant-garde psychiatrique. Le moment GTPSI (1960–1966)*, Paris: EPEL, 2013.

11 Gilles Deleuze (Hg.), *Instincts et institutions*, Paris: Hachette, 1955.

12 Gilles Deleuze, »Instinkte und Institutionen«, in ders., *Die einsame Insel*, S. 24–27, hier S. 24 (Übers. modifiziert).

13 Gilles Deleuze, *David Hume*, übers. von Peter Geble und Martin Weinmann, Frankfurt a.M.: Campus, 1997, S. 39–40. Siehe dazu auch die Überlegungen in Gilles Deleuze, »Sa-

Im Kontext der Institutionellen Psychotherapie wurden diese Überlegungen durch die junge Soziologin und spätere Psychiaterin Ginette Michaud aufgegriffen. Als Michaud es Ende der 1950er Jahre unternahm, vor dem Hintergrund ihrer praktischen Erfahrungen in La Borde den Begriff der Institution in grundsätzlicher Weise zu klären, bezog sie sich zustimmend auf die Definitionen von Deleuze. Die Begegnung zwischen der Philosophie von Deleuze und dem Kontext der Institutionellen Psychotherapie fand in gewisser Weise also statt, lange bevor Guattari im Gefolge des Mai 68 seine Zusammenarbeit mit Deleuze begann.

In ihrer Studie über den Begriff der Institution in seiner Beziehung zur modernen Theorie der Gruppe beschreibt Michaud den damaligen Betrieb von La Borde auf detaillierte Weise. In programmatischer Absicht zitiert sie dabei eine der Kapitelüberschriften aus dem Sammelband von Deleuze, und zwar diejenige, in der die Institution als »System der indirekten und gesellschaftlichen Mittel zur Befriedigung eines Triebs« bestimmt wird. Dies sei, so Michaud, eine »hinreichend vage Definition«, um als konstruktiver Ausgangspunkt für die weitere Untersuchung zu dienen.¹⁴

Zentral für Michauds Studie ist die Abgrenzung von Institution und Gruppe. Im Rekurs auf Oury unterstreicht sie dabei wiederholt, dass die Institutionelle Psychotherapie keine Gruppentherapie sei, sondern eine »Technik des Umweltlichen [*technique de l'ambiance*], eine Technik, die pausenlos erneuert wird durch eine vertiefte Analyse ›dessen, was abläuft‹«. Besonders wichtig sei dabei die »Untersuchung der Struktur der Kommunikation« innerhalb der Institution.¹⁵ Im Unterschied zur Gruppe schafft die Institution demzufolge

cher-Masoch und der Masochismus«, übers. von Gertrud Müller, in Leopold von Sacher-Masoch, *Venus im Pelz*, Frankfurt a.M.: Insel Taschenbuch, 1980, S. 163–281. Mit Blick auf de Sade erklärt Deleuze dort beispielsweise: »Reine Institutionen ohne Gesetze wären ihrer Natur nach Muster für freie, anarchische Handlungen in ständiger Bewegung, in permanenter Revolution, im Zustand dauernder Immoralität« (S. 229). Zu diesem positiven Verständnis der Institution bei Deleuze siehe auch Robert Seyfert, *Das Leben der Institutionen. Zu einer Allgemeinen Theorie der Institutionalisierung*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2011, S. 48–51.

14 Ginette Michaud, *La Borde... un pari nécessaire. De la notion d'institution à la psychothérapie institutionnelle*, Paris: Bordas, 1977.

15 Michaud, *La Borde...*, S. 74 und S. 108. Im Gefolge von Henri Wallon bezeichnet »*ambiance*« in der französischen Nachkriegspsychologie nicht einfach das »Ambiente« oder die »Umgebung«, sondern eine gelebte Umwelt, die aktiv verändert werden kann. Siehe dazu Catherine Perret, *Le tacite, l'humain. Anthropologie politique de Fernand Deligny*, Paris: Seuil, 2021, S. 155.

eine bestimmte Art der Umgebung. Sie erscheint, anders als bei Deleuze, nicht nur als eine rechtliche Instanz (das Eigentum, die Ehe usw.), sondern als eine Art Architektur, ein Milieu oder eben ein Medium, das seinerseits eine wichtige Rahmenbedingung für den Prozess der Kommunikation darstellt.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen präzisiert Michaud die von Deleuze vorgeschlagene Definition dahingehend, dass eine Institution »ein System der Vermittlung [ist], das darauf ausgerichtet ist, einen zwischenmenschlichen Austausch sicherzustellen, damit die Gesellschaft, in der dieser Austausch Raum findet, »funktionieren« kann und auf diese Weise den kulturellen Erfordernissen entspricht.«¹⁶ Zentral für das Bestehen und das Funktionieren einer Institution ist demnach der Ausbau von Kommunikation in ihrem Inneren. Anders gesagt, die Bereitschaft, zu hören und zu antworten, ist für den tatsächlichen Austausch innerhalb der Institution entscheidend.¹⁷

Transport, Transfer, Transmission

Im Anschluss an die Ausführungen von Michaud entwickelt Guattari die erste Fassung seines Begriffs der Transversalität.¹⁸ Tatsächlich erscheint sein Beitrag von 1964 Seite an Seite mit einem weiteren Aufsatz von Michaud in einem entsprechenden Themenheft der *Revue de psychothérapie institutionnelle*. Angeregt durch die Psychoanalyse Lacans, nimmt Guattari dabei ein Wortspiel auf, das in der deutschen Übersetzung seines Beitrags leider verloren geht: Die französischen Ausdrücke *transversalité* und *transversal* spielen auf das psychoanalytische Konzept des *transfer* an, also jenes Phänomen, das von Sigmund Freud als »Übertragung« bezeichnet worden ist und dessen Entdeckung als eine der Grundeinsichten der Psychoanalyse gilt.¹⁹

16 Michaud, *La Borde...*, S. 119.

17 Ebd., S. 104–105.

18 In der Doppelbiographie von Dosse erklärt Michaud, sie sei diejenige gewesen, die Guattari diesen Begriff vorgeschlagen hat. Siehe François Dosse, *Gilles Deleuze, Félix Guattari. Biographien*, übers. von Christian Driesen, Wien/Berlin: Turia + Kant, 2017, S. 89. Das mag so gewesen sein, einen Beleg dafür gibt es, so weit ich sehe, allerdings nicht.

19 Im akademischen Jahr 1960/61 hat Lacan sein Seminar der Übertragung gewidmet. Siehe Jacques Lacan, *Das Seminar, Buch VIII. Die Übertragung (1960–1961)*, hg. von Jacques-Alain Miller, übers. von Hans-Dieter Gondek, Wien: Passagen, 2008.

Unter »Übertragung« verstand Freud bekanntlich den Prozess, durch den unbewusste, mit bestimmten Objekten oder Personen verbundene Wünsche erneut wachgerufen werden, insbesondere im Rahmen der psychoanalytischen Therapie. Wie Freud 1905 in seinem »Bruchstück einer Hysterie-Analyse« schreibt: »Was sind die Übertragungen? Es sind Neuauflagen, Nachbildungen von Regungen und Phantasien, die während des Vordringens der Analyse erweckt und bewusst gemacht werden sollen, mit einer für die Gattung charakteristischen Ersetzung einer früheren Person durch die Person des Arztes.«²⁰

Während einzelne Übertragungen im Verlauf der Analyse durchaus störend sein können, sind sie insgesamt essenziell für das Funktionieren des Therapieprozesses. Das ist ein Sachverhalt, der im selben Heft der *Revue de psychothérapie institutionnelle* auch von Jacques Schotte hervorgehoben wird, einem belgischen Psychiater und Psychoanalytiker, der mit Oury befreundet war und der im Kontext von La Borde als wichtige Vermittlungsfigur bei der Rezeption deutschsprachiger Beiträge zur psychoanalytischen Theorie sowie zur Daseins- und Schicksalsanalyse fungierte.²¹

Angeregt durch Lacan weist Schotte in seinen Überlegungen zum *transfer* – also zur psychoanalytischen Übertragung – auf die sprachliche Dimension dieses Konzepts hin. Freud greife mit seinem Übertragungsbegriff nicht nur einen früheren psychologischen Diskurs über das Phänomen der Projektion auf, sondern siedele diesen Diskurs zusammen mit eigenen Ausführungen im Kontext einer Theoriebildung an, die essenziell am Phänomen der Sprache orientiert sei.

Wie Schotte vor diesem Hintergrund erklärt, bedeutet Übertragung (*transfer*) so etwas wie »Transport« und »Umsetzung« (*transposition*), aber auch »Übermittlung« (*transmission*). Dem schließt er die These an, dass das Problem der Übertragung »koextensiv« mit dem des Sprechens und der Sprache in der Analyse sei. Dass die Psychoanalyse wesentlich eine *talking cure* ist, zeigt sich demnach auch und vielleicht vor allem am Phänomen der Übertragung,

20 Sigmund Freud, »Bruchstück einer Hysterie-Analyse« [1905], in ders., *Studien-Ausgabe*, Bd. VI. *Hysterie und Angst*, hg. von Alexander Mitscherlich et al., Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch, 1982, S. 83–186, hier S. 180.

21 Jacques Schotte, »Le transfert, dit fondamental de Freud pour poser le problème: Psychoanalyse et Institution«, *Revue de psychothérapie institutionnelle* 1 (1964): 37–56. Siehe dazu Raymond Patrick Ffrench, »Guattari's Therapeutics. From Transference to Transversality«, *Deleuze and Guattari Studies* 17/2 (2023): 217–235.

welches ebenfalls stets ein Phänomen der Übersetzung und der Deutung ist. Entsprechend ist die Übertragung – der *transfer* – nach Schotte nicht nur das Mittel, sondern zugleich das eigentliche Milieu des therapeutischen Handelns. Sprache erscheint hier sozusagen als spezifische Umwelt der Psychoanalyse.²²

Im expliziten Rekurs auf Schotte legt Guattari in seinem Aufsatz die Probleme und Perspektiven der Übertragung im psychiatrischen Feld dar, besonders mit Blick auf seine Erfahrungen in Ourys Klinik. Einsatzpunkt ist dabei die Beobachtung, dass Phänomene der Übertragung nicht nur in individuellen Therapiesitzungen, sondern auch auf der Ebene jener Gruppen zu beobachten sind, die sich im Inneren der Institution aufhalten oder dort entstehen: Der Chefarzt erscheint als Vater, die Pflegerin als Mutter, die anderen Patienten und Patientinnen als Brüder und Schwestern usw.

Zwar liegt hier auch der eigentliche Schlüssel für die Möglichkeit einer Behandlung; aber zugleich ist mit dem Phänomen der Gruppenübertragung die Gefahr eines Verharrens in Klischees gegeben, was den Heilungsprozess massiv beeinträchtigen kann. So stellt Guattari mit Blick auf die klassischen Rollen von Psychiatern einerseits und Pflegerinnen andererseits fest: »Die erstarnte Übertragung, diese festgefahrene Mechanik, die obligatorische, prädestinierte, ›territorialisierte‹ Übertragung auf eine Rolle, ein gegebenes Stereotyp, ist schlimmer als Widerstand gegen die Analyse; sie ist eine Form der Verinnerlichung bürgerlicher Repression durch repetitives Wiederbeleben archaischer und artifizieller Kastenordnungen mitsamt ihrem Konvoi von faszinierenden und reaktionären Gruppenphantasien.«²³ Entsprechend festgefahren sei dann der therapeutische Prozess in der Gruppe. Er blockiere jede Besserung und bestätige die existierende Rollenverteilung – nicht zuletzt die Rolle des Kranken als Kranken.

Nun lassen sich solche Verhärtungen in der Gruppe durch eine flüchtige Betrachtung von außen nicht fassen: sei es, weil eine solche Betrachtung letztlich doch wieder vordringlich auf das Individuum ausgerichtet ist; sei es, dass

22 Jacques Schotte, »Le transfert. Essai d'un dialogue avec Freud sur la question fondamentale de la psychanalyse«, in Henri Ey (Hg.), *Entretiens psychiatriques*, vol. 5, Paris: PUF, 1960, S. 236–255, hier S. 251.

23 Félix Guattari, »Transversalität« [1964], in ders., *Psychotherapie, Politik und die Aufgaben der institutionellen Analyse*, S. 39–55, hier S. 47–48. Zur weiteren Auseinandersetzung mit Schotte siehe auch Félix Guattari, »Die Übertragung« [1964], in ders., *Psychotherapie, Politik und die Aufgaben der institutionellen Analyse*, S. 98–106.

zwar eine Betrachtung der Gruppe stattfindet, dabei aber die unbewussten Dimensionen nicht in Rechnung gestellt werden. Um diese Schwierigkeit zu verdeutlichen wird die institutionelle Übertragung, von der Guattari spricht, mit zwei gängigen Perspektiven auf das Phänomen der Gruppe kontrastiert: einerseits mit einer *Vertikalität*, »wie man sie etwa im Schaubild der Struktur einer Pyramide (Chef, stellvertretender Chef etc.) findet«; andererseits mit einer *Horizontalität*, wie sie sich beispielsweise im »Hof des Krankenhauses« beobachten lässt, »das heißt in einem Zustand, wo die Leute sich, so gut sie können, mit der Situation arrangieren, in der sie sich befinden«. ²⁴

Transversalität verläuft – der Begriff selbst zeigt es an – »quer« zu dieser Unterscheidung. Sie betrifft nicht die hierarchische oder autoritäre Organisation einer Gruppe mit ihren Ungleichheiten, aber auch nicht die Ordnung relativer Freiheit und Gleichheit, wie sie in den Pausen des Betriebs von hierarchisch gegliederten Institutionen zu beobachten ist. Transversalität ist weder horizontal noch vertikal; sie verteilt sich weder autoritär noch egalitär; sie entspricht – wie man mit Blick auf Guattaris Diskussion des Gruppenproblems bei Sartre anfügen kann – weder der mechanischen Solidarität der Fabrik noch der organischen Solidarität der Familie oder anderer Kleingruppen. ²⁵

Transversalität ist auf einer anderen Ebene situiert. Sie zeigt sich nicht an einer Verteilung im Raum (oder auf einem Schema), sondern macht sich als untergründige, unsichtbare Verteilung der Gruppe bemerkbar, als unbewusste Besetzung des Gruppenraums, als libidinöse Wirklichkeit der Gruppe, als »Gruppenwunsch«. ²⁶

An dieser Stelle berühren sich Guattaris Ausführungen mit früheren Überlegungen von Siegfried Bernheim oder Jacob Moreno, die sich im Anschluss an Freud ebenfalls mit der Psychoanalyse von Gruppen befasst haben. Auch Anklänge an Kurt Lewins Konzept des psychologischen Lebensraums sind zu vernehmen. ²⁷

24 Guattari, »Transversalität« [1964], S. 48.

25 Félix Guattari, »Einführung in die institutionelle Psychotherapie« [1962–1963], in ders., *Psychotherapie, Politik und die Aufgaben der institutionellen Analyse*, S. 82–97, hier S. 86.

26 Guattari, »Transversalität« [1964], S. 44.

27 Siehe Siegfried Bernfeld (Hg.), *Vom Gemeinschaftsleben der Jugend. Beiträge zur Jugendforschung*, Wien: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1922, Kurt Lewin, *Principles of Topological Psychology*, New York: McGraw-Hill, 1936, und Jacob L. Moreno, *Die Grundlagen der Soziometrie. Wege zur Neuordnung der Gesellschaft*, Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag, 1954. Es ist nicht bekannt, ob Guattari das Verfahrens des Soziogramms zur Untersuchung von Gruppen angewandt hat.

Nun ist es verführerisch, die in diesem Zusammenhang entwickelten Methoden für die Darstellung der inneren Beschaffenheit von Gruppen mit den Überlegungen von Guattari zu parallelisieren. Besonders die Soziogramme von Bernfeld und Moreno können auf den ersten Blick als Messwerkzeuge für den »Koeffizienten der Transversalität« erscheinen, vom dem Guattari an einer Stelle spricht.²⁸ Guattari bezieht sich aber nur beiläufig auf Moreno, und es sollte kein Zweifel an dem durchaus anders gelagerten Interesse bestehen. Während das Soziogramm von Moreno auf eine distanzierte Analyse ausgerichtet ist, zielt Guattaris Konzept der Transversalität auf eine engagierte Intervention.

Außerdem würde die entscheidende Referenz für die weiteren Ausführungen von Guattari damit nicht erfasst: die Psychoanalyse von Lacan. Anschließend an dessen prägnante Formel, derzufolge das Unbewusste strukturiert ist wie eine Sprache, konzipiert Guattari das Gruppenunbewusste nämlich ebenfalls als ein sprachliches Unbewusstes: »Die Gruppenphantasie ist ihrem Wesen nach symbolisch, gleichgültig, welche Bilderfabriken sie im Schlepptau hat.«²⁹ Wie in der individuellen Analyse geht es demzufolge auch auf der Ebene der Gruppe um die Unterscheidung des Symbolischen vom Imaginären.

Das ist der wesentliche Schritt, den Guattari mit seiner Begriffsprägung macht: das Phänomen der Gruppe dadurch auf die Frage der Institution zu beziehen, dass es nicht nur als ein Phänomen der Kommunikation (wie bei Michaud) gefasst wird, sondern – spezifischer – als ein Phänomen der Sprache, um dadurch in die Lacansche Topologie des Symbolischen, des Imaginären und des Realen eingetragen werden zu können. Genau diese Topologie ist es nämlich, die Guattaris weitere Erörterungen bestimmt, insbesondere wenn er die Möglichkeiten diskutiert, den Ausprägungsgrad von Transversalität zu verändern.

Der Tendenz nach, so erklärt er weiter, verwirklicht sich Transversalität dann, »wenn maximale Kommunikation zwischen den verschiedenen Ebenen und vor allem in verschiedenen Richtungen vor sich geht.«³⁰ In der Wirklichkeit werde diese maximale Kommunikation freilich oft nicht erreicht. Das liege vor allem an jenen Personen oder Unter-Gruppen, die die »wirkliche Macht«

28 Guattari, »Transversalität« [1964], S. 48.

29 Ebd., S. 45.

30 Ebd., S. 49.

in einer Institution innehaben,³¹ also zum Beispiel die Ärzte und Pfleger eines Krankenhauses. Guattari erscheint es als besonders wünschenswert, dass diese Personen oder Unter-Gruppen »kollektiven Einfluss nehmen auf die Regulierung« dessen, was das »allgemeine Klima« und die realen »Tausch- und Funktionsformen« der Institution bestimmt.³²

Aber wie soll das gehen? Wesentlich dafür ist aus Guattaris Sicht der Verzicht auf den imaginären Status als Arzt (oder als Pfleger) und die Zurückweisung von stereotypen Mustern und Klischees. Stattdessen solle der Arzt seine Rolle auf einer symbolischen Ebene verstehen. Durch diesen Schritt erkläre er auch sein »Einverständnis mit der allgemeinen »Infragestellung«, damit, durch das Sprechen des Anderen entblößt zu werden, Einverständnis mit einer bestimmten Form des reziproken Widerspruchs, des Humors, der Abschaffung von Privilegien, die sich einer hierarchischen Ordnung verdanken.«³³

Die Transversalität gebietet also die deutliche Markierung *jeder* Rolle, und damit auch die Bereitschaft und Fähigkeit, »seine eigene Infragestellung zu bejahen und zu fördern«. ³⁴ Zugespitzt formuliert: Es geht nicht darum, innerhalb der Institution »in der verdummenden Mythologie des Wir« zu versinken.³⁵ Vielmehr handele es sich um ein Offenlegen, ein Hinterfragen imaginärer Formen von Herrschaft und stereotyper Strukturen der Macht, um in einen neuartigen, kreativen Dialog zwischen allen Beteiligten eintreten zu können. Vielleicht könnte man auch sagen, es findet ein Übergang von einer Ordnung der Sichtbarkeit (z.B. der Kittel) zu einer Ordnung der Hörbarkeit statt, ein Wechsel von den Imagos zu den Symbolen, vom Register des Auges zu dem des Ohrs.

Das Resultat ist nicht nur, die Institution auf andere Weise wahrzunehmen, sie neu zu erleben, sich anders in ihr aufzuhalten und sich anders in ihr zu bewegen, anders durch sie hindurch zu wandern. Wie man von einer begabten Basketballerin sagen kann, sie sei in der Lage, das Spiel zu »lesen«, so würde eine in Guattaris Transversalität geschulte Person dazu fähig sein, die Institution einer lebendigen Lektüre zu unterziehen. Damit ändert sich aber die übergreifende Rolle der Institution. Diese ist nämlich nicht nur Objekt eines passiven Lesens. Dadurch, dass eine Vielfalt von Personen in ihr aktiv

31 Ebd.

32 Ebd., S. 50.

33 Ebd., S. 53.

34 Ebd., S. 52.

35 Ebd., S. 53.

sind, fungiert sie quasi auch als ein sich selbst schreibender Text – ein Mannschaftsspiel, das sich dynamisch entfaltet.

Die Institution ist strukturiert wie eine Sprache. Für Guattari heißt das an dieser Stelle, sie wird zu einem sich fortwährend neu konstellierenden Gefüge, das eine eigene Form der Deutungsarbeit erfordert, aber auch hervorbringt: »Die Interpretation kann z.B. der Debile der Station geben, wenn er in die Lage versetzt wird, in einem bestimmten Moment, in genau dem Moment, in dem ein bestimmter Signifikant auf der Ebene der Gesamtstruktur zu wirken beginnt, nach einem Brettspiel zu verlangen.«³⁶ Auch die Analyse wird so zu einem Mannschaftsspiel, einem dynamischen Prozess.

Die synästhetischen Semiologien

Während die frühe, lacanianische Fassung von Guattaris Transversalitätsbegriff am Phänomen der Gruppe und der Sprache orientiert ist, stellt seine spätere Version vor allem auf die Ebene des Individuums und der Wahrnehmung ab. Anscheinend hat Deleuze mit seinen Bemerkungen im Proust-Buch den entscheidenden Anstoß für diese Umorientierung gegeben. In diesem Buch war der Begriff der Transversalität ja nicht nur pauschal auf »Kommunikationen und Zusammenhänge des Unbewussten« bezogen worden, es wurde vielmehr auch mit konkreten Beispielen erläutert, was unter solchen Kommunikationen und Zusammenhängen zu verstehen ist.

Die Beispiele von Deleuze beziehen sich aber vordringlich auf die Sphäre der Wahrnehmung: So sei es die Transversalität, die es dem Erzähler der *Recherche* ermögliche, in einem fahrenden Zug »die verschiedenen Perspektiven« (den Blick aus dem linken und dem rechten Waggonfenster) nicht zu vereinheitlichen, sondern sie »in einer eigenen Dimension kommunizieren zu lassen«; es sei die Transversalität, die »eine einzigartige Einheit und Totalität zwischen den Seiten von Méséglise und Guermantes herstellt«,³⁷ also die Wahrnehmung von zwei sehr unterschiedlichen und räumlich voneinander getrennten Lebenswelten untergründig miteinander verbinde; und es sei die Transversalität, die insgesamt das Werk von Proust mit den Werken von

36 Ebd., S. 47.

37 Deleuze, *Proust und die Zeichen*, S. 134.

Nerval und von Balzac in ihrer Diversität miteinander kommunizieren lasse, ohne sie einander anzugleichen.³⁸

Man könnte sagen, dass Transversalität demzufolge eine Art Stil ist – eine zutiefst individuelle, geradezu idiosynkratische Erfahrungs- und Wahrnehmungsweise, die sich als durchgehendes Muster in unterschiedlichen Registern zeigt – im existenziellen Experimentieren, in der maschinischen Normativität, in der Singularität einer künstlerischen Praxis. Nicht umsonst heißt der Abschnitt des Proust-Buches, in dem die entsprechenden Ausführungen zu finden sind, genau so: »Der Stil«.

In den 1970er Jahren wird Guattari an dieses transversale Verständnis von Stil anschließen, nicht zuletzt weil sich dieses in geradezu traumwandlerische Weise mit seiner früher entwickelten Auffassung eines psychotischen Stils des Erlebens und Verhaltens verbindet.³⁹ Vielleicht ist es auch die daraus folgende (Um-)Akzentuierung, die er meint, wenn er in Bezug auf die Entwicklung des Transversalitätsbegriffs über die zunehmende Bedeutung von »deterritorialiserten« Aspekten spricht.⁴⁰ Solange die Gruppe nämlich im Vordergrund steht, erscheint das fragliche Phänomen in der Tat als territorialisiert: als gebunden an den Raum der Institution. Erst wenn es sich individualisiert, löst es sich von der Institution ab, ist stärker an selbstbestimmte Bewegungen durch den Raum gebunden, die zu reinen Intensitäten oder anderswie scharfen Empfindungen führen, bei welchen es letztlich unerheblich ist, ob sie mit körperlichen oder unkörperlichen Universen verbunden sind.

In diesem perzeptiven Sinn wird der Transversalitätsbegriff vor allem in Guattaris Buch über das maschinische Unbewusste verwendet und entwickelt. Doch so eigenständig diese Entwicklung ist, so deutlich wird zugleich die Verbindung zu Deleuze, denn das Beispiel, das bei ihr im Vordergrund steht, ist nichts anderes als Proust und die *Suche nach der verlorenen Zeit*. Tatsächlich fungiert der Romancier bei Guattari als echter Spezialist für »hyperdeterritorialisierte mentale Objekte«, und sein Werk, die *Recherche*, wird insgesamt als exemplarische »schizoanalytische Abhandlung« präsentiert.⁴¹ Proust, so betont

38 Ebd. Das Argument ist insofern besonders überzeugend, als Deleuze die Verwendung des Ausdrucks »*transversales*« durch Proust nachweisen kann.

39 Siehe dazu Kap. 5.

40 Siehe, wie oben bereits zitiert, Guattari, »Vertige de l'immanence« [1992], S. 305–306. Zum Stilbegriff bei Guattari siehe Kap. 5.

41 Félix Guattari, *L'inconscient machinique. Essais de schizo-analyse*, Fontenais-sous-Bois: Recherches, 1977, S. 239.

Guattari, sei intensiv an der »Mutation von perzeptiven Komponenten« interessiert gewesen,⁴² an Phänomenen der Vergrößerung, Verschiebung, Überlappung und der Beschleunigung bzw. Entschleunigung von sensorischen Koordinaten. Der Autor der *Recherche* avanciert damit zum Pionier eines transversalen Stils der Wahrnehmung.

Mit diesen Ausführungen löst sich der Begriff der Transversalität vom Kontext der Institutionellen Psychotherapie ab. Er wird auf Phänomene der »Überlappung« von Wahrnehmungen ausgerichtet, einerseits etwa auf das »transversale Driften« von Gesichtern und Gesichtsmerkmalen, die in der Erzählung der *Recherche* zu Überlagerungen und Überblendungen zwischen Odette, Gilberte und Albertine führen; andererseits auf die Erfahrungen der Hyperästhesie und der Synästhesie, die in den bekannten Szenen des Essens von Madeleine-Gebäck, des Stiefelgeruchs im Schlafzimmer und des Stolperns in einem Hof in Venedig geschildert werden. Aus der *transversalité* wird in diesem Zusammenhang eine *traversée*, eine Durchquerung von unterschiedlichen Sinnesmodalitäten und unterschiedlichen Zeitschichten.⁴³

Guattari weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass Maurice Merleau-Ponty einer der wenigen Philosophen und Psychologen gewesen ist, der solchen Dimensionen der Wahrnehmung theoretische Aufmerksamkeit geschenkt hat. Konkret zitiert er eine Passage aus jenem Abschnitt in Merleau-Pontys *Phänomenologie der Wahrnehmung*, der sich mit dem »Empfinden« als der Grundlage jeder Wahrnehmung befasst. Merleau-Ponty weist in diesem Abschnitt darauf hin, dass jede intensive Empfindung mit einem ganzen Feld von anderen Empfindungen verbunden sei, dass es eine »Koexistenz oder Kommunion« von Empfindungen untereinander gebe, welche durch einen bestimmten »Rhythmus« oder durch »Mikromelodien« miteinander verbunden seien.⁴⁴

Die Nähe zu Guattaris Überlegungen zum »Ritornell« ist offenkundig.⁴⁵ Damit aber nicht genug. An einer anderen Stelle seiner Untersuchungen zum maschinischen Unbewussten weist Guattari auf die zentrale Bedeutung hin,

42 Ebd.

43 Ebd., S. 239–243 sowie S. 205–235.

44 Maurice Merleau-Ponty, *Phänomenologie der Wahrnehmung*, übers. von Rudolf Boehm, Berlin: de Gruyter, 1966, S. 251 und S. 248.

45 Siehe etwa Guattari, »Les ritournelles du temps perdu«, in *L'inconscient machinique*, S. 239–336.

die im Prozess der Wahrnehmung einer »Semiotik der Synästhesien« zukomme. Die charakteristischen Fragen in diesem Kontext seien: »Wie können wir Klänge sehen, Farben hören, Wörter verkörpern?« Eine Antwort darauf findet Guattari erneut bei Merleau-Ponty. Zustimmung zitiert er folgende Feststellung aus der *Phänomenologie der Wahrnehmung*: »Die Sinne übersetzen sich in einander, ohne dazu eines Dolmetschs zu bedürfen, sie begreifen einander, ohne dazu des Durchgangs durch eine Idee zu bedürfen.«⁴⁶

Es ist bemerkenswert, dass hier das sprachliche Bild der Übersetzung in Anspruch genommen wird – als ob Merleau-Ponty im Grunde psychoanalytisch denken würde. Tatsächlich ist genau dies aber nicht der Fall, was sich deutlich zeigt, wenn man – eine Seite zuvor – eine weitere Erklärung von Merleau-Ponty hinzunimmt, die den selben Sachverhalt betrifft und die Terminologie von Guattari bereits vorwegnimmt: »Die Einheit der Sinne ist eine auf Grund ihrer je eigenen Struktur zustande kommende *transversale*.«⁴⁷

Mit dieser Feststellung bezieht Merleau-Ponty sich auf das von der Psychoanalyse kaum betrachtete Phänomen der Synästhesie,⁴⁸ das er als einen wechselseitigen Austausch der Sinne untereinander versteht und mit der fundierenden Rolle des Tastsinns in Verbindung bringt. Auf jeden Fall schreibt Guattari den Begriff der Transversalität im Zuge seiner Auseinandersetzung mit Merleau-Ponty vollständig in das Feld der Wahrnehmung ein.⁴⁹

In seinen späteren Schriften bekräftigt Guattari diese Ausrichtung des Transversalitätsbegriffs, nicht nur durch die Entwicklung eines am Kino orientierten Schichtenmodells der unbewussten Semiotik, sondern auch und vor allem durch seine Hinwendung zu den Arbeiten des Verhaltensforschers und

46 Merleau-Ponty, *Phänomenologie der Wahrnehmung*, S. 274.

47 Ebd., S. 273, Anm. 65.

48 Siehe aber immerhin die Beobachtung Freuds, »daß die Partialtriebe gewissermaßen miteinander kommunizieren, daß ein Trieb aus einer besonderen erogenen Quelle seine Intensität zur Verstärkung eines Partialtriebs aus anderer Quelle abgeben kann, daß die Befriedigung des einen Triebes einem anderen die Befriedigung ersetzt und dergleichen mehr« (Sigmund Freud, *Das Ich und das Es* [1923], in *Studienausgabe*, Bd. III. *Psychologie des Unbewußten*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch, 1982, S. 273–330, hier S. 311).

49 Es ist nicht bekannt, wann Guattari diese Zeilen von Merleau-Ponty erstmals gelesen hat. Veröffentlicht wurden sie bereits 1945, also lange bevor Guattaris Aufsatz über Transversalität erschien. Insofern ist nicht auszuschließen, dass sie auch einen Anstoß zu seiner Begriffsbildung gegeben haben.

Psychoanalytikers Daniel Stern. In der Tat stellen die Arbeiten von Stern eine entscheidende Referenz in Guattaris letztem Werk, *Chaosmose*, dar.

Seit Ende der 1960er Jahre hatte Stern die entwicklungspsychologische Erforschung der Interaktion von Mutter und Kind auf eine neue Grundlage gestellt. Durch den Einsatz von hochwertigen Film-, Video- und Tonaufnahmen gelang ihm eine Beobachtung der Mutter-Kind-Interaktion in Zeitlupe. Die Einzelbild-Analyse (*»frame-by-frame«*) ist die entscheidende Methode von Sterns frühen Arbeiten, und in seinem ersten Buch diskutiert er eingehend die Vorteile, die in dieser Hinsicht der 16-Milimeter-Film gegenüber der Video-Aufzeichnung hat.⁵⁰

In den folgenden Jahren untersuchte Stern die non-verbale Kommunikation zwischen Müttern und Säuglingen durch zusätzliche Instrumente noch genauer, u.a. durch die automatische Registrierung von Augen- und Mundbewegungen, von Herzfrequenz und Hautwiderstand. Insgesamt möchte man sagen, Stern habe aus dem Kino eine neuartige Technologie für die Erforschung des Unbewussten gemacht – ganz im Sinne des »Optisch-Unbewussten« Walter Benjamins und übrigens bis zu dem Punkt, an dem (wie Raymond Bellour beobachtet hat) der Säugling selbst wie eine Art Kinobesucher erscheint.⁵¹ Angesichts von Guattaris deutlicher Ausrichtung am »Maschinismus« der Kinetographie, ist es somit keineswegs überraschend, dass er Stern so intensiv rezipiert hat.

Nicht zuletzt erregten die Ergebnisse dieses Entwicklungspsychologen deshalb so große Aufmerksamkeit, weil sie einen ganzen Reichtum von Interaktions- und Kommunikationsprozessen sichtbar machten, den man zuvor nur hatte erahnen können. So gelang es ihm beispielsweise, durch seine minutiösen Techniken die Entstehung und Entwicklung eines »Kern-Selbst«

50 Daniel N. Stern, *Mutter und Kind. Die erste Beziehung*, übers. von Thomas M. Höpfner, Stuttgart: Klett, 1979.

51 Raymond Bellour, *Le Corps du cinéma. Hypnoses, émotions, animalités*, Paris: P.O.L., 2009, S. 151–177. Bellour ist in den späten 1980er Jahren durch die Seminare Guattaris auf die Arbeit von Stern aufmerksam geworden. Siehe Raymond Bellour, »Going to the Cinema with Félix Guattari and Daniel Stern«, in Eric Alliez und Andrew Goffey (Hg.), *The Guattari Effect*, London/New York: Continuum, 2011, S. 220–234. Umgekehrt bezieht sich Stern gelegentlich auf die Filmanalysen von Bellour, da diese zum Teil ebenfalls *frame-by-frame* geschehen. Siehe etwa Daniel Stern, *Ausdrucksformen der Vitalität. Die Erforschung dynamischen Erlebens in Psychotherapie, Entwicklungspsychologie und den Künsten*, übers. von Elisabeth Vorspohl, 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel, 2019, S. 97–102.

nachzuweisen, das der Ausprägung von Ich-Strukturen im psychoanalytischen Sinne zeitlich deutlich vorausgeht. Stern beschrieb auch die »amodale Wahrnehmung« von Säuglingen – so etwa die Zuordnung von visuellen zu taktilen Reizen, die Kombination von visuellen und auditiven Reizen sowie das Wiedererkennen von Zeitmustern zwischen akustischem und taktilen Kanal.⁵²

Es ist bemerkenswert, dass auch Stern diese Phänomene transversaler Wahrnehmung im Sinne eines »Übersetzens« von Empfindungen in unterschiedliche Sinnesmodalitäten beschreibt – und damit implizit die sprachlich geprägte Grundidee zu bekräftigen scheint, die bei Merleau-Ponty greifbar ist und ebenfalls hinter Guattaris Annäherung von *transfér* und *transversalité* steht. So heißt es bei ihm etwa: »Säuglinge scheinen [...] dank einer angeborenen, generellen Fähigkeit – die man als amodale Wahrnehmung bezeichnen kann – die in einer bestimmten Sinnesmodalität aufgenommene Information irgendwie in eine andere Sinnesmodalität übersetzen zu können.«⁵³

Um diese Annahme einer Übersetzbarkeit von Sinnesmodalitäten zu stützen, bezieht sich Stern zwar nicht direkt auf Merleau-Ponty und dessen Beschreibung einer transversalen Kommunikation zwischen den Sinnen. Allerdings beruft er sich wiederholt auf einen Entwicklungspsychologen, auf den sich auch Merleau-Ponty bezieht. Es sind die Studien von Heinz Werner über die Intensität des Empfindens und die Einheit der Sinne, die in diesem Zusammenhang von beiden Autoren aufgegriffen werden. Werner hatte sich in den 1920er und 1930er Jahren experimentell mit dem Problem der Synästhesie befasst und es im Rahmen einer Psychologie der Entwicklung eingehend erörtert. Schon Werner hatte dabei auf die Rolle eines intensiven, amodalen »Empfindens« hingewiesen, das sämtlichen Wahrnehmungen voraus und zugrunde liegt.⁵⁴

An dieser Stelle wird aber auch deutlich, wie distanziert Stern der Auffassung gegenübersteht, das Unbewusste sei strukturiert wie eine Sprache.

52 Daniel N. Stern, *Die Lebenserfahrung des Säuglings*, 9. Aufl., übers. von Wolfgang Kreyge und Elisabeth Vorspohl, Stuttgart: Klett-Cotta, 2007, S. 74–82. Stern berichtet auch über Experimente, in denen Säuglinge Zeichentrickfilme dargeboten wurden (S. 125–127). Siehe auch seine Diskussion der synästhetischen Probleme des frühen Tonfilms (S. 222–223).

53 Stern, *Die Lebenserfahrung des Säuglings*, S. 79.

54 Heinz Werner, *Einführung in die Entwicklungspsychologie*, Leipzig: Barth, 1926. Siehe dazu auch die Ausführungen zum »pathischen« Erleben in Kap. 7.

Durch seine kinematographische Untersuchung des vorsprachlichen Unbewussten verdeutlicht er vielmehr, dass es vergleichsweise abstrakte, deterritorialisierte Muster der Wiederholung, der Annäherung und der Verstärkung sind, die das Unbewusste strukturieren, lange bevor Wörter und Sätze gebildet werden.

Tatsächlich sind es solche Muster, die für die amodale Wahrnehmung charakteristisch sind. Jeder Säugling erscheint damit als ein Spezialist für die Semiotik der Synästhesie. Wie der Erzähler von Proust ist er mit der Fähigkeit begabt, Klänge zu sehen, Farben zu hören und Zeit zu schmecken. Grundlage dafür sind Übersetzungen ohne Sprache, Wiederholungen und Anklänge, Rhythmisierungen und Melodisierungen oder, wie Werner mit einem Begriff aus der Welt der Musik sagt, »Transpositionen« auf unterschiedlichen Ebenen der Empfindung.⁵⁵

Ein neuer Gemeinsinn

Die psychologische Tradition geht von der Existenz eines *sensus communis* aus, der erforderlich ist, um die unterschiedlichen Sinnesmodalitäten miteinander in Verbindung zu setzen. Neben oder quer zu den scheinbar klar umgrenzten Modalitäten des Sehens oder Hörens existiert demnach ein Gemeinsinn, der die Sinne aufeinander bezieht.⁵⁶

Konkretisiert worden ist das Bild dieses Gemeinsinns, der mit dem oft zitierten »common sense« nichts oder fast nichts zu tun hat, zumeist im Rekurs auf den Tastsinn. Seit Aristoteles ist das »Getast« als derjenige Sinn betrachtet worden, aus dem die anderen Sinne – Geschmack, Geruch, Gehör und Gesicht – in einer Art Entwicklungsgeschichte hervorgegangen sind. Entsprechend wurde und wird angenommen, dass der Tastsinn auch weiterhin mit al-

55 Heinz Werner, »Das Problem des Empfindens und die Methoden seiner experimentellen Prüfung«, *Zeitschrift für Psychologie* 114 (1930): 152–166. Werner spricht dort von einem »Transpositionsprinzip«, das er folgendermaßen definiert: »ein und dasselbe Erlebnis kann in verschiedenartigem Material dargestellt werden« (S. 153).

56 Siehe dazu etwa Edmund Joseph Ryan, *The Role of the »Sensus Communis« in the Psychology of St. Thomas Aquinas*, Carthagen, Ohio: Messenger, 1951, sowie Ulrike Zeuch, *Umkehr der Sinneshierarchie. Herder und die Aufwertung des Tastsinns seit der frühen Neuzeit*, Tübingen: Niemeyer, 2000. Siehe dazu insgesamt auch die Ausführungen zum Gemeinsinn in Gilles Deleuze, *Differenz und Wiederholung*, übers. von Joseph Vogl, München: Fink, 1992, wo Deleuze sich auch auf Merleau-Ponty bezieht (S. 173–179).

len anderen Sinnen in Verbindung steht – wenn auch auf untergründige Weise. Demzufolge ist Taktilität zentral an der synästhetischen oder transversalen Kommunikation der Sinne beteiligt, die letztlich jeden Wahrnehmungsprozess charakterisiert.

Die hier nachgezeichnete Entwicklung von Guattaris Begriff der Transversalität fügt sich in diese Perspektive ein. Vor allem beim späten Guattari lässt sich ein zunehmendes Interesse am Phänomen der transversalen Wahrnehmung konstatieren, das zugleich auf Fragen der Synästhesie und der Taktilität ausgerichtet ist. Folgt man Franco Berardi, dann liegt in der Betrachtung von sensiblen Oberflächenrelationen eine wesentliche Dimension des »ästhetischen Paradigmas«, das dem späten Guattari vorschwebte. Für Berardi ist *Chaosmose* nichts anderes als eine Studie über »die Mutation der Epidermis, der Kontaktzone zwischen den Körpern, der Empfindungsweise«. ⁵⁷

Zugleich führt die Entwicklung des Transversalitätsbegriffs aber zu einer Frage, die in dem abrupt unterbrochenen Schaffen von Guattari offen geblieben ist, nämlich wie sich das Phänomen der transversalen Wahrnehmung zum Problem der Gruppe verhält. Zwar hat er die Frage der Wahrnehmung schon in seinem Aufsatz über Transversalität angesprochen, so etwa wenn er mit Blick auf die Population einer Klinik kritisch beobachtet: »Solange die Leute in sich selbst erstarrt sind, können sie nichts anderes wahrnehmen als sich selbst.« ⁵⁸ Eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Perzeption der Gruppe war damit aber nicht verbunden.

Bis kurz vor seinem plötzlichen Tod hat Guattari sich aber immer wieder für die Funktionsweise heterogener Gruppen interessiert, so zum Beispiel wenn er im Brasilien der späten 1980er Jahre mit Blick auf Fragen des Städtebaus die aus seiner Sicht notwendige Zusammenarbeit von Architektinnen, Urbanisten, Soziologinnen und Bürgern thematisiert. Außer dem Imperativ »Transdisziplinarität muss Transversalität werden« und außer dem Hinweis auf die aus seiner Sicht erforderliche Hinwendung zu einem »ethisch-ästhetischen Paradigma« hat er aber nur wenig über die konkreten Interaktionsformen, Arbeitsweisen und Verfahrenstechniken solcher Gruppen gesagt.

57 Franco Berardi, *Félix Guattari. Thought, Friendship, and Visionary Cartography*, trans. Giuseppina Mecchia and Charles J. Stivale, Basingstoke/New York: Palgrave, 2008, S. 32.

58 Guattari, »Transversalität«, S. 49.

Nur der drohende Verlust von »Kultur und Empfindungsformen« wird von ihm beklagt.⁵⁹

Dabei könnte die Auseinandersetzung mit dem Problem der Transdisziplinarität durchaus davon profitieren, stärker von Prozessen transversaler Wahrnehmung auszugehen. Dass das Funktionieren von Gruppen maßgeblich durch die Rahmenbedingungen geprägt wird, die ihnen von Institutionen gesetzt werden, wäre dabei als Kerngedanke der Institutionellen Psychotherapie anzuerkennen.⁶⁰ Dass die Frage des Austauschs der Gruppe im Inneren der Institution eine vordringliche Rolle spielt, wäre ebenfalls als unstrittig zu sehen – und zwar unabhängig davon, ob dieser Austausch im Sinne der Kommunikation (wie bei Michaud) oder des Symbolischen (wie beim frühen Guattari) aufgefasst wird.

Hinzu käme (mit dem mittleren Guattari) die Einsicht, dass die Gruppe neben humanen Akteuren immer auch non-humane Akteure, z.B. Medientechniken, Musikinstrumente oder Kunstwerke, umfasst und in diesem Sinne als maschinelles Gefüge aufgefasst werden muss. Sodann würde (mit dem späten Guattari) klar, dass die synästhetische oder transversale Wahrnehmung in und mit diesem Gefüge ein ebenso wichtiger Faktor für das erfolgreiche Arbeiten von Institutionen ist – und zwar unabhängig davon, ob diese Arbeit im wissenschaftlichen, künstlerischen oder technischen Register stattfindet.

Der Begriff der Transversalität bezieht sich demnach einerseits auf die Aufgabe, eine heterogene Gruppe wahrzunehmen, sie etwa nicht einfach in einer körperlich-räumlichen Perspektive, sondern ebenso in sprachlicher Hinsicht zu begreifen, sie nicht allein visuell, sondern auch auditiv, olfaktorisch oder sogar taktil zu erfassen. Andererseits verweist dieser Begriff auf die Herausforderung, Wahrnehmung als sozialen und technischen Prozess zu verstehen, als einen Prozess, der bei einer einzelnen Person nicht nur von den komplexen Kollektiven, denen sie angehört, abhängt, sondern bei dem auch in dieser Person immer unzählige Gruppen von Wahrnehmungen, Empfindungen und Vorstellungen beteiligt sind. Insgesamt wäre das die

59 Félix Guattari, »Transdisciplinarity Must Become Transversality« [1992], übers. von Andrew Goffey, *Theory, Culture & Society* 32/5-6 (2015): 131–137, hier S. 134. Siehe dazu auch Félix Guattari, »Politisch-ethische Grundlagen der Interdisziplinarität« [1992], in ders., *Die subjektive Stadt. Schriften zu Architektur und Urbanismus*, hg. von Volker Bernhard und Henning Schmidgen, Wien: Transversal, 2025, S. 151–161.

60 Siehe dazu insgesamt die Überlegungen zur »Institutionellen Affektivität« in Seyfert, *Das Leben der Institutionen*, S. 97–123.

Pointe des Begriffs: die Phänomene der Gruppe und der Synästhesie einander anzunähern, eine *synästhetische Gruppe* zu definieren, die unabhängig von der Unterscheidung zwischen Individuum und Kollektiv existiert.

In diesem Sinne begriffen, würde Guattaris schillernder Begriff der Transversalität zur Entwicklung eines neuen *sensus communis* aufrufen – einer auf die Gruppe, das maschinische Gefüge und die Institution ausgerichteten Wahrnehmung, in der die Semiotiken der Synästhesie im Vordergrund stehen. Es geht um ein quasi kinematographisches Gespür für die Bewegungen der Gruppe, einen taktilen Sinn für ihre Zusammensetzung aus humanen und non-humanen Komponenten, ihr Gewicht und ihre Atmosphäre, ein Empfinden, das (wie bei Proust) zwar von einem isolierten Individuum entwickelt werden kann, aber vor allem durch ein in sich kommunizierendes Kollektiv zu erarbeiten ist. Demzufolge wäre die Gruppe nicht allein als eine soziale, technische und institutionelle Realität aufzufassen, sondern ebenso als komplexe Empfindungs- und Wahrnehmungsform zu würdigen.

Und entsprechend wäre Transdisziplinarität nicht mehr nur als kognitives Programm zu verstehen, sondern auch als eine in den Affekten, in den Empfindungen, in den körperlichen und unkörperlichen Universen der Gruppenmitglieder verankerte Aufgabe, mit den Interessen, Bedürfnissen und Wünschen der jeweils anderen Mitglieder zu arbeiten – auch und vielleicht gerade dann, wenn sie den eigenen Interessen, Bedürfnissen und Wünschen widersprechen. Man könnte auch sagen, die Gruppe müsse den ihr eigenen »Körper ohne Organe« finden, wenn man darunter jene glatte, taktile Sphäre des *sensus communis* versteht, die dem Funktionieren einzelner Sinnesmodalitäten voraus und zugrunde liegt. Erst mit einem solchen Durchgang, einer solchen *traverse* durch die synästhetische Wahrnehmung komplexer Kollektive kann eine Transdisziplinarität gelingen, die wirklich als Transversalität zu verstehen ist.